



K l e m e n s .

Ein katholisches Wochenblatt.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis jährlich 3 Rubel mit Uebersendung. Ist zu bestellen nach folgender Adresse: Саратовъ, католическая семинарія, I. Крушинскому, oder Саратовъ, Типо-Литографія Г. Х. Шельгорнь и К^o. д. Тилло, противъ театра.

1. Jahrgang.

Mittwoch, den 11. Februar 1898.

№ 20.

Der Aschermittwoch

(18. Februar.)

Von P. J. Altmeier.

Mit dem Aschermittwoch beginnt die hl. Fastenzeit. Dieser Tag wird Aschermittwoch genannt, weil an ihm nach Verordnung der Kirche Asche, die aus den im vorigen Jahre geweihten Palmzweigen bereitet wird, geweiht und die Häupter der Gläubigen zum Andenken an ihre Sterblichkeit damit bestreut werden. Anfänglich geschah dies bloß bei den öffentlichen Büssern, welche an diesem Tage barfuß und unbedeckten

Hauptes im Bußkleide an der Kirchenthüre erscheinen mußten. Von da führte sie der Bischof in die Kirche, bestreute ihr Haupt mit Asche und sprach dabei die jetzt noch bei der Einäscherung gebräuchlichen Worte: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zum Staube zurückkehren mußt.“ Dann wurde ihnen ihre Buße verkündet, und sie wurden zur Kirche hinausgewiesen, weil sie, so lange ihre Bußzeit dauerte, dem

Gottesdienste nicht beiwohnen durften. Viele Christen nun, die nicht zu den öffentlichen Büssern gehörten, schlossen sich aus Demut, und um für ihre Sünden Buße zu thun, den öffentlichen Büssern an und ließen sich auch mit der geweihten Asche das Haupt bestreuen. Aber schon im Jahre 1091 verordnete das Konzil von Benevent, daß alle Gläubigen, sowohl Geistliche, wie Weltleute, Männer und Weiber an diesem Tage mit der geweihten Asche eingeäschert würden.

Wie alle Sakramentalien, d. h. alle Segnungen, Weihungen und Ceremonien der Kirche für uns die heilsamste Wirkungen für Leib und Seele haben könnten, wenn wir sie nur nach dem Geiste und Willen der hl. Kirche gebrauchen würden, so ist es auch mit der Aschenweihe und Aschenauflegung, welche die Kirche für den Beginn der hl. Fastenzeit angeordnet hat. Was will denn die Kirche mit der Ceremonie der Aschenauflegung anderes bezwecken, als uns zur Buße auffordern? Und dazu ist nichts geeigneter als die Asche. Die Asche ist ja von jeher ein Zeichen der Buße gewesen. So lesen wir z. B. von den Niniviten, daß sie auf die Bußpredigt des Propheten Jonas hin in Sack und Asche Buße thaten und so den Untergang ihrer Stadt von sich abwendeten. Auch der Dulder Hiob that Buße in Asche, denn er sagt: „Ich thue Buße in Staub und Asche.“ (Hiob 42. 6.) Ebenso der König David, welcher in seinem 101. Psalm sagt: „Asche esse ich wie Brot.“

Wohl fordert uns die Kirche das ganze Jahr hindurch zur Buße auf,

denn das ganze Leben des Menschen soll ja nach unserem erhabenen Vorbilde Jesu Christi ein beständiges Bußleben sein. Aber zu keiner Zeit thut sie es so ernstlich und eindringlich als zur hl. Fastenzeit. Die Kirche hat ja die 40tägigen Fasten, welche dem Osterfeste vorgehen, eingesetzt, um uns daran zu erinnern, daß niemand im Himmel das ewige Osterfest feiern kann, wenn er nicht auf Erden mit unserem göttlichen Erlöser gebüßt und gelitten hat; sie will uns erinnern, daß niemand verklärt auferstehen kann, wenn er nicht in Bußgesinnung gelebt hat.

Ja, lieber Leser, unser ganzes Leben soll der Buße geweiht sein, denn um uns von dem ewigen Verderben zu retten, gibt es für die meisten nur ein einziges Mittel, nämlich die Buße, d. h. Sühnung unserer Tredel. Um so mehr müssen wir uns zur Buße entschließen, da unser göttlicher Erlöser, obwohl selbst ohne alle Sünde, als Stellvertreter der Menschheit zuerst Buße gethan. Sein ganzes Leben auf Erden war ja nichts anderes als eine fortwährende Buße. Als armes Kindlein sahen wir ihn auf Weihnachten weinend und frierend in der Krippe; was war das anders als ein Bußleben? In Armut, Noth, Verfolgung und Bedrängnis sehen wir ihn auf der Flucht nach Aegypten und während seines Aufenthaltes in der Fremde; war das nicht ein wahres Büsserleben? Unter schweren Arbeiten, Mühen und Entbehrungen erblickten wir ihn in der Werkstätte seines hl. Nährvaters Joseph zu Nazareth; ist das nicht ebenfalls ein wahres Leben der

Buße? Vor seiner öffentlichen Wirksamkeit sehen wir ihn am Jordan, wo er sich von seinem hl. Vorläufer, dem hl. Johannes, dem Täufer, die Bußtaufe geben läßt, und in der Wüste, wo er 40 Tage fastete und vom Teufel versucht wurde; ist das nicht das strengste Büsserleben? Während seines öffentlichen Lebens lebte er drei Jahre lang in der höchsten Einfachheit und Armut und beraubte sich sogar der notwendigen Nachtruhe, um ganze Nächte hindurch in einsamen Gebirgen dem Gebete obzuliegen; war das nicht auch ein Leben der Buße? Aber erst sein grausames Leiden und Sterben, ist das nicht die strengste Buße, die man sich denken kann? Kurz—sein ganzes Leben von der Krippe bis zum Kreuze bestand nur in einem fortwährenden Bußleben. Wenn nun, lieber Leser, unser göttlicher Erlöser, der ja die Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst ist, für uns ein solches Büsserleben führte und zwar sein ganzes 33jähriges Leben lang, dürfen wir da vor den Strengheiten der Buße zurückschrecken? „Brüder,“ sagt ja der Apostel, „ihr sollet so gesinnt sein, wie Christus gesinnt war.“

Aufforderung zur Buße finden wir fast auf allen Seiten der hl. Schrift des A. u. N. Testaments. Buße predigte Gott schon unsern Stammeltern gleich nach dem Sündenfalle; denn was war es anders als eine Bußpredigt, wenn Gott zu Adam sprach: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen. Disteln und Dornern soll dir die Erde tragen, bis du zur Erde zurückkehrst, von der du genommen.“ Buße predigten fast alle

Patriarchen und Propheten. Zur Buße forderte die Menschen auf der Vorläufer Jesu, der hl. Teufer Johannes, indem er ruft: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe.“ Buße fordert unser göttlicher Heiland von uns, wenn er sagt: „Wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr alle miteinander zu Grunde gehen.“ (Luk. 13, 3.) Buße verlangte der Apostelfürst, der hl. Petrus, in seiner ersten Predigt, die er am Pfingstfeste hielt, indem er zur versammelten Volksmenge sprach: „Thut Buße! und es lasse sich taufen jeder von euch in dem Namen Jesu Christi zum Nachlasse eurer Sünden.“ (Apgsch. 2, 38.) Buße predigen uns alle Heiligen durch Wort und Beispiel.

Obwohl, lieber Leser, fast jedes Blatt der hl. Schrift, obwohl unser hl. Mutter, die Kirche, bei jeder Gelegenheit bald in ernster, bald in mildem Tone uns zur Buße auffordert, so vergessen wir arme Menschenkinder in dem Getriebe der Welt gar oft und gar leicht unsere Pflicht, Buße zu wirken. Doch wenn wir auch unsere Pflicht vergessen, die Kirche vergißt nie, uns daran zu erinnern, daß die Erde ein Ort der Buße, ein Leben der Buße und Vorbereitung zu der Ankunft des Herrn sein soll.

Den verweichlichsten und verzärteltesten Menschen unserer Zeit ist aber kein Wort so verhaßt, als das Wort Bußethun, Abtötung und Selbstverleugnung. Mag die hl. Kirche auch noch so eindringlich vorstellen, daß für die Menschen es nur einen Weg zur Rettung, zum Himmel, gibt, nämlich den Weg der Buße, den Weg über

den Kalvarienberg, die meisten Menschen wollen dennoch nichts von Buße wissen und suchen sich dieser unangenehmen Pflicht auf alle mögliche Art und Weise zu entziehen oder die Buße so weit wie möglich hinauszuschieben. Wir aber, lieber Leser, wollen als gehorsame Kinder unserer hl. Mutter, der Kirche, willig ihrer Mahnung zur Buße Folge leisten und den Weg der Buße betreten. Wir wollen mit dem Blindgeborenen im Evangelium uns vor Jesum niederwerfen und rufen: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Und wenn uns dann Jesus in unserem Herzen fragt: „Was willst du, daß ich dir thun soll?“ zu ihm vertrauensvoll beten: „Herr, daß ich sehend werde, daß ich den traurigen Zustand meiner Seele und die Notwendigkeit der Buße nicht nur

erkenne, sondern auch würdige Früchte der Buße wirke.“ Und der Herr wird uns sicher erhören und uns Kraft und Mut geben, den Berg der Buße zu ersteigen.

Wohl uns, lieber Leser, wenn wir unverzüglich der Mahnung der Kirche folgen und den Weg der Buße betreten, denn jetzt ist für uns noch die Zeit der Gnade, die Zeit des Heiles. Lassen wir diesen Tag des Heils, diese Zeit der Gnade nicht vorübergehen, sondern benützen wir sie, ehe es zu spät ist zu unserer Rettung. Dazu ermahnt uns schon der hl. Christ im Buche Sirach: „Zögere nicht, dich zum Herrn zu befehren, und verschiebe es nicht von einem Tage zum andern, denn sein Zorn wird plötzlich kommen und dich zur Zeit der Ruhe zu Grunde richten.“ (Sir. 5, 8—9.)

V e r z a g e n i c h t !

Berzage nicht, wenn Schmerz und Kummer
Und tiefes Weh Dein Herz erfüllt,
O klag' Dein Leid der Schmerzreichen,
Die manche Thräne schon gestillt!

Berzage nicht, wenn man Dein Liebste
Zur letzten Ruhestätte trägt,
Und mit ihm auch Dein Glück, Dein' Frieden
Man in das stille Grab gelegt.

Berzage nicht, wenn öd' und trostlos
Und liebeleer die Welt dann scheint;
Gleicht denn Dein Leid dem Schmerz der Mutter,
Die ihren Sohn am Kreuz beweint?!

Berzage nicht, wenn lebensmüde
Dein Blick zum Himmel Du gewandt,
Dem Schiffer gleich im leeren Rahne,
Ausschauend nach dem rettend' Land.

Berzage nicht! Auch Dich, den Müden,
Nimmt bald die kühle Erde auf,
Und zu den besseren Gefilden
Schwingt Deine Seele sich hinauf...

Dorthin, wo weder Leid noch Kummer
Die arme Menschenseele trübt,
Wo alles jubelt und frohlocket,
Wo alles preiset, alles liebt!

Raymund Allmann.



Die wirtschaftlichen Mißstände der deutschen Bauern an der Wolga.

Von Joseph Refler.

Magister der Theologie und Pfarrer in Sulz.

(Fortsetzung.)

Aus dem Gesagten kann jedermann zur Genüge entnehmen, daß das unter den Bauern des Wolgagebietes herrschende Wirtschaftssystem den Müßiggang begünstigt, den Fleiß schwächt, den Fortschritt hemmt und den Untergang der Wirtschaft herbeiführt. Beschleunigt wird dieser noch durch die Verschwendung, die in vielen Familien im großen Maßstabe getrieben wird. Lassen wir den Fall gelten, unter den Söhnen der Gemeinwirtschaft befinde sich ein Verschwender, was eben nicht zu den Seltenheiten gehört. Wozu sollen sich also die anderen abmühen? Etwa damit der Bruder den Schweiß ihrer Arbeit vergeude? Die Antwort lassen wir die Erfahrung geben. Kein Wunder also, wenn in einem Hause, wo der wirtschaftlichen Verfassung gemäß der Vater einziger Eigentümer sein sollte, es dennoch so viele Herren gibt als Söhne oder, besser gesagt, so viele Diebe als Söhne unter der väterlichen Oberhoheit wirtschaften. Ein jeder besitzt seine eigene Kasse. Man verschenkt, verkauft Weizen, Korn, Gerste oder sonstige Wertgegenstände um einen Spottpreis, lebt flott und sorgenlos, weil man ja nicht sein, sondern des Vaters Eigentum zu verschleudern meint. Mit einem Wort im Verschwenden der elterlichen Güter

sucht man es sich gegenseitig häufig zuzuthun, während man bei der Arbeit sich nur schonen zu müssen glaubt. Unter ähnlichen Umständen kann an ein Gedeihen oder an eine Verbesserung der Wirtschaft nicht im entferntesten gedacht werden; vielmehr ist es zu wundern, wenn dieselbe noch nicht in völlige Auflösung geraten ist.

Allein zur Ehre der Menschenwürde wollen wir besser von den Menschen denken und nicht alle Gemeinwirte des Müßigganges und der Verschwendung beschuldigen; es gibt im Gegenteile — und Gott sei Dank dafür! — allenthalben auch fleißige, strebsame und sparsame Wirte. Diese erfreuen sich aber auch ungeachtet des Gemeinbesizes einer guten Wirtschaft und eines erheblichen Wohlstandes. Indes nehmen wir keinen Anstand, zu behaupten, daß auch diese bei einer Sonderwirtschaft größere Fortschritte erzielt hätten, da die Sonderwirtschaft sicherlich ihre wirtschaftlichen Tugenden noch erhöht hätte. Ohne Frage gibt es auch Gemeinwirte, die bei allem Fleiß, Sparsamkeit und Streben es nie zu einem Wohlstand gebracht haben. Da fehlte entweder der Segen Gottes, an dem alles gelegen ist, oder Unglücksfälle haben sich in die Wirtschaft niedergelassen. Wo

das nicht der Fall ist, kann nur die Ursache der Mißwirtschaft, in der Kurzsichtigkeit, Unordnung und Beschränktheit zu finden sein, lauter Mängel, die man häufig in Gemeinwirtschaften, seltener bei Sonderwirten antrifft, was wiederum ein Beweis dafür ist, wie schädlich die Gemeinwirtschaft sei.

Die besten Fähigkeiten, die größten Talente, die der Schöpfer dem Menschen anvertraut hat, gehen zu Grunde, wenn sie unbenützt liegen bleiben. Das System der Gemeinwirtschaft versetzt den Menschen in die Lage, nicht selbstständig handeln und denken zu müssen. Weil der Sohn unter der Oberhoheit des Vaters steht, also der Selbstständigkeit beraubt ist, wird er dadurch auch der Sorge für seine und seiner Familie Bedürfnisse enthoben. Der Vater sorgt für Nahrung, Kleidung, Bildung u. s. w. gegen die Arbeitsleistungen des Sohnes. Solange also der Vater lebt, wird der Sohn weder Kummer noch Sorgen erfahren. Wenn es wahr ist, daß Sorgen und Noth den Menschen zwingen, sich um Erwerb umzusehen, auf Mittel und Wege zu sinnen, Zeit und Umstände in Erwägung zu ziehen, um zu einem Wohlstand zu gelangen, so wird der Gemeinwirt, der unter der Bevormundung des Vaters den größten Teil seines Lebens sorglos verbringt, nie umsichtig, strebsam und selbstständig werden. Wie die körperliche Arbeit den Körper, so stärkt und entwickelt die geistige Thätigkeit den Geist. Wie aber soll der Geist sich entwickeln, wenn er in die traurige Lage versetzt ist sorg- und gedankenlos dahin-

zuleben; er wird also bei einer Gemeinwirtschaft veranlaßt, sein Talent zu vergraben.

Und damit glauben wir den Grund gefunden zu haben, warum unter den Gemeinwirten es so viele gibt, denen es an der nötigen Umsicht, Sparsamkeit, dem Fleiß und Ordnungssinn fehlt, Tugenden, welche in jeder Wirtschaft so notwendig sind! Der Klarheit halber lassen wir hier ein Beispiel folgen, welches aus einer Gemeinwirtschaft, in der es den Wirtschaftenden an obengenannten Tugenden fehlt, genommen ist.

In vielen Wirtschaften, die 30 bis 40 Dessjatinen säen, hält man bis 20 Pferde, während man doch ein solches Stück Land mit 10 bequem bebauen könnte.¹⁾ Was die 10 überflüssigen Pferde fressen, ist Verschwendung. Bei einer solchen Pferdenherde findet man es für notwendig, nur 2—4 Kühe zu halten, da doch die Kuh unstreitig ein viel nützlicheres Tier ist, als das Pferd. Eine Kuh, sagt das Sprichwort, deckt alle Armut zu. Bei einer solchen Berechnung ist es kein Wunder, wenn die Familie, die zuweilen aus 25 Gliedern besteht, am Hungertuche nagt. Vom Frühjahr bis zum Herbst muß die Butter und das Fleisch gekauft werden. Die Pferde werden im Winter mit Heu gefüttert, doch das ist nicht hinreichend, die armen Tiere müssen auch Hafer haben, wo dieser nicht vorhanden ist, wird der Familie das Weizenmehl aus der Mulde weggefüttert und das

¹⁾ Im Chersonischen, Zekaterinoslawischen und Taurischen bearbeitet man mit 8 Pferden 50 Kronsdessjatinen, also über 40 Wirtschaftsdessjatinen. An. d. Verfas.

mit solchem Eifer, als gelte es allem Vorrat an Weizen so schnell wie möglich den Garaus zu machen. Das thut man den armen Tieren zu lieb — die Menschen können Kornbrot essen, denn das arme Vieh muß hart arbeiten! Die Kuh, von der man viel erhält, wenn man ihr viel und vor allem gutes Futter gibt, wird mit Stroh gefüttert. In vielen Häusern sieht man darin geradezu ein Verbrechen, wenn dem Rindvieh mitunter Heu gegeben wird, weil es sonst für die Pferde nicht ausreichen würde! Und es reicht wirklich nicht aus, auch der Weizenvorrat im Speicher ist für 20 Pferde nicht zureichend, die im Winter, wo sie nichts arbeiten, fett gefüttert werden, daß sie „tänzeln,“ denn man sieht es für sein Leben gern, wenn das Tier sehr „mutig“ ist und „tänzelt.“ Doch da kommt das Frühjahr, die Zeit der Arbeit für den Menschen und das Pferd; jetzt hat aber ersterer kein Brot mehr und letzteres kein

Futter, und das edle Tier muß hart arbeiten und mit den Kühen Stroh fressen. Wenn man eine ähnliche Wirtschaft mit ansieht, möchte man zu der Überzeugung kommen, es sei darauf abgesehen, sie in einem Jahre an den Pranger zu stellen. Man möge hier bedenken, ob nicht dies eine der Ursachen sei, warum Gott den Menschen keine Nahrung mehr will wachsen lassen, da man sie ja doch dem unvernünftigen Vieh hinwirft. Doch, wendet man ein, man brauche die Pferde zum Dreschen. Um 30 Dessjat. auszutreten, füttert man 15 Dessjat. das Jahr hindurch den überzähligen Pferden. Eine schlechte Rechnung das, die notwendig zum Ruin der Wirtschaft führen muß und eine große Beschränktheit an den Tag legt. Das sind in Kürze die Hauptübel, an denen die Wirtschaft der deutschen Wolgabewohner krankt und dahin siecht.

(Fortsetzung folgt.)

A V E M A R I A!

Blick' hinauf zu jenen weiten Sternen,
Welche glänzend dort am Himmel stehn;
Grüße über jene weiten Fernen
Jene, die so gerne ich möcht seh'n:
Ave Maria!

Einsamühl' ich oft die öden Pfade,
Die mein Geist hier sinnend, wandelnd streift,
Doch sobald dein Bild ich schau, so laden
Mich zu dir die Worte, — dir geweiht:
Ave Maria!

Einstens, wenn mein müdes Aug' soll brechen,
Und die Todesarme mich umfahn,
D, dann soll mein Mund noch einmal sprechen,
Jene Worte; — hehrer Glockenmahn:
Ave Maria!

Sinnend ich als Wanderer dann aufschaue,
Dich, die Hoffnung aller, zu erspäh'n,
Da ermahnen aber von dem Glockenbaue
Mich die Klänge, die so lieblich tön'n:
Ave Maria!

Tönet fort, ihr lieblich hehren Worte,
Nie sollt ihr von mir vergessen sein.
Immer, immer und an jedem Orte
Will ich, Mutter, Dir die Worte weih'n:
Ave Maria!

Die 28jährige Kranke.

(Vom Herausgeber.)

Es war daselbst ein Mensch, welcher seit achtunddreißig Jahren krank war. Als Jesus diesen liegen sah und wußte, daß er schon so lange krank war, sprach er zu ihm: Willst du gesund werden? Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich brächte, wenn das Wasser in Wallung ist.“ (Joh. 5, 5—7.) Der achtunddreißigjährige Kranke antwortet scheinbar gar nicht auf die an ihn vom Herrn gerichtete Frage: „Willst du gesund werden?“ sondern beklagt sich nur darüber, daß ihn niemand in den Teich helfe, wann von demselben eine heilende Kraft ausgehe. Und doch ist die Antwort vollständig in diesen Worten enthalten; denn es ist, als ob der Kranke sagen würde: „Herr, daß ich gesund werden möchte, daß ist ganz selbstverständlich. Würde mich nur jemand in den Teich bringen.“ Einem jeden wird wohl dieser Wunsch des Elenden einleuchtend sein; denn wer würde wohl an dessen Stelle nicht ein gleiches Verlangen gehegt haben? Aber halt! Es gibt in unserer Diözese eine Kranke, deren Leidensjahre nicht mehr weit zurückstehen hinter der Zahl, mit welcher der Mensch im Evangelium bezeichnet wird. Stellt man aber an dieselbe die Frage: „Willst du gesund werden?“ so erhält man nur ein entschiedenes „Nein“ zur Antwort. Da wird der Leser vielleicht meinen: „Nun, jene Krankheit wird wohl nicht so schlimm sein.“ Allein zuerst lese weiter und dann urteile.

Komm mit mir in die große am Flusse Karaman gelegene Kolonie Marienthal, Gouvernement Samara, Kreis Nowoujenj. Die eine Hälfte dieses Dorfes liegt in einem Halbkessel am erwähnten Flusse, die andere auf dem Berge. Wir müssen uns schon die Mühe gefallen lassen und diese Anhöhe besteigen, um zur Wohnung unse-

rer Kranken zu gelangen. Ein Palast wird letzterer wohl nicht zur Verfügung stehen. Ach, wir erblicken ein schlechtes Häuschen, besser gesagt eine Lehmhütte, mit drei kleinen Fenstern, die mit Glas zu versehen die Armut nicht gestattet, daher das eine mit einem Geegestande, welcher Papier sein soll, zugestrichelt ist. Den Außenwänden sieht man es auf den ersten Blick an, daß sie über langjährige Verlassenheit trauern, da niemand ihre Beschädigung ausbessert. Beim Eintritt ist Vorsicht notwendig, damit man nicht gleich mit dem Keller Bekanntschaft mache. Um so weniger haben wir zu befürchten, daß großartige Möbel oder dergleichen Dinge unsere Gedanken von der Kranken, der doch unser Besuch gilt, ablenken werden. Unwillkürlich heften sich unsere Augen an die Lagerstätte des Schmerzenskinds Susanna Reinhardt. Der schärfste Blick vermag aber nicht mehr zu entdecken, als zwei hart gefüllte Strohsäcke, eine Mattendecke und einige Lumpen, bei denen es schwer zu ermitteln ist, zu welchen Stoffarten sie gehören. Ursprünglich muß das Zubehör der Bettstelle auch noch eine Federdecke in seinem Verzeichnisse gehabt haben, von der aber nur noch traurige Ueberreste vorhanden sind. Angelehnt an einem der Strohsäcke, sitzt das „kranke Mädchen“ da einsam und verlassen; nur ihre Nichte, die das gute Herz besitzt, die Pflegerin ihrer Tante sein zu können, befindet sich am Bette. Acht und zwanzig Jahre hat die Arme schon die Leiden ihrer schrecklichen Krankheit getragen; davon kann sie schon siebenzehn Jahre ohne Beihilfe anderer weder das Bett besteigen noch verlassen, weder gehen noch stehen, sondern muß die meiste Zeit im Sitzen zubringen, da das Liegen auch nur zu den Ausnahmen gehört. Das Augenlicht hat sie bereits zehn Jahre lang nicht mehr. Unter der

Stirne rollen im Kopfe zwei rohe Fleischmassen umher, deren Bestimmung du, lieber Leser, nicht anzugeben vermöchtest, wenn du nicht ganz sicher wüßtest, daß an jener Stelle des Hauptes bei dem Menschen die Augen sein müssen. Hier hat das Übel seine ganze Wut ausgeübt. Die Augenlider sind buchstäblich weggefressen, die Haut von den Wangen verschwunden; die Stirne mit Ausschlag bedeckt, die Nase eingefallen. Der Kopf, der Rücken, die Brust, die Arme, die Beine, ja der ganze Körper ist nur eine Wunde. Hefrige Krämpfe haben die Glieder aus ihrer natürlichen Lage gerissen, die Knochen verschoben und die Gelenke mit Geschwulst umgeben. Denke dir deine Ellbogen an entgegengesetzter Seite, und du weißt, wie die ihrigen liegen. Die Hände sind steif und infolge der Verdrehung der Ellbogen muß die Kranke alle ihre Kräfte zusammennehmen, wenn sie mit zwei Fingern der linken Hand das Gesicht berühren will. Daher macht ihr das Essen große Mühe. Sehr oft kann sie jedoch gar keinen Gebrauch von ihren Händen machen und muß gespeist werden wie ein kleines Kind. Erbärmlich sind auch ihre Füße anzusehen. Du bist gewöhnt, die Fußsohle unten und die Fußreihe oben zu finden, bei dem „franken Mädchen“ aber haben die Krämpfe den Füßen gerade die entgegengesetzte Form gegeben. Aus den Wunden fließt beständig ein weißer, übelriechender Eiter, der öfters entfernt werden muß, sonst kleben die Lumpen an und verursachen beim Losnehmen große Schmerzen. Dieser Umstand bildet ein großes Hindernis für ihre Ruhe: sie kann höchstens anderthalb Stunden schlafen. Ihren so erbärmlich zugerichteten Körper durchzucken öfters heftige Schmerzen, die sie, wie alles andere, mit wahrhaft christlicher, mustervoller Geduld erträgt und dem frommen Sob hierin vollkommen ähnlich ist.

Doch mit dem Gesagten sind die Leiden der edlen Dulderin noch nicht erschöpft. Es gibt noch etwas anderes, das ihr zu Zeiten größeres Weh bereitet, als die schauderhafte Krankheit — das ist die Armut. Ihr Vater — die Mutter ist bereits

sieben Jahre in der Ewigkeit — ein zu jeglicher Arbeit unfähiger Greis von 75 Jahren ist nicht im Stande Brot, Brand und Kleidung beizuschaffen. Sie ist somit auf die Gaben der Wohlthäter angewiesen. Man sollte nun meinen, daß diese Quelle hinreichend sei, um die Unglückliche mit allem reichlich zu versehen, da ja ihr fast beispielloser Zustand sicherlich die Wohlthätigkeitsader eines jeden, auch des größten Geizhalses, öffnen müsse. Allein um sie in ihrem Elende zu sehen, muß man ihre Wohnung aufsuchen, und die Zahl derer, die das thun, ist nicht groß. Von jenen aber, welche sie öfters mit ihrer Gegenwart trösten, kann nicht immer ein Almosen verabreicht werden, da dieselben dazu nicht die Möglichkeit besitzen, oder es wird ein solches nicht gespendet, weil die erbärmliche Lage der Kranken keinen so wirksamen Eindruck mehr hervorruft; denn der Mensch ist eben so beschaffen, daß er sich an alles gewöhnen kann. Sei dem nun, wie es wolle, Thatsache ist, daß das „franke Mädchen“ öfters Hunger zu leiden und Kälte auszustehen hat. Nun führe, lieber Leser, diesen schrecklichen Zustand recht lebendig deinem Geiste vor. Bei der grimmigen Kälte, die hier im Norden manchmal bis auf 30 Grad Reaumur steigt, wie suchst du da nicht, dich so warm, wie nur möglich zu kleiden und deine Wohnung warm zu heizen, um den schneidenden Frost nicht zu empfinden. Das „franke Mädchen“ sitzt aber im Bette ohne entsprechende Winterkleider. Da der ganze Körper nur eine Wunde ist, so kann die Leidende z. B. auch keine mit Watte gefütterte Kleidung gebrauchen, weil sonst der Wundenbrand sich nur noch vergrößern würde. Diesen Übelstand müßte also die Zimmerwärme beseitigen. Wie nun, wenn hiezu das Brennmaterial fehlt, sei es auch nur den einen oder den anderen Tag? Was für Leiden wird dadurch verursacht? Kein Wunder, daß das einzige, worüber die Kranke klagt, eben dieses ist, daß sie zuweilen hungern und frieren müsse. Das ist doch schrecklich.

Aber thut denn niemand etwas zur Vinderung der Leiden des unglücklichen „fran-

ken Mädchens?“ Wie verhält sich dazu die Gemeinde von Marienthal? Lange Zeit hat sie sich von dem Glende der Dulderin nicht besonders rühren lassen; seit dem Februar Monat aber vorigen Jahres hat sie an ihre Pflicht gedacht und zum Unterhalt der Kranken, wie auch ihrer Pflegerin, monatlich sechs Rubel bestimmt, für eine jede 3 Rubel. Um aber die Unglückliche gut zu verpflegen, sind drei Rubel monatlich wohl nicht ausreichend; denn da die zahllosen Wunden beständig eitern, müssen sie öfters abgetrocknet werden, als Stoff hiezu kann doch nur Leinwand gebraucht werden. Aber wofür kaufen, wenn die Kranke von den drei Rbl. leben und auch Brennmaterial haben soll? Daher läßt sich auch öfters der Mangel an Lumpen fühlen. Weil ich aber immer vom Winter rede, so könnte vielleicht jemand meinen, in der Sommerszeit sei weniger zur Pflege notwendig. Das ist nicht der Fall. Die Wunden stroken von „wildem“ Fleische, in dem kein Gefühl mehr steckt. Das ist aber der beste Aufenthaltsort für die Fliegen. Und so kam es, daß in einer Kopfwunde sich schon einmal Würmer vorfanden. Du kannst dieses nicht lesen, ohne zu schaudern; aber gehe hin und betrachte das „kranke Mädchen,“ (denn so wird Susanna Reinhardt an Ort und Stelle genannt) und du wirst einen vollständigen Begriff über die Verheerungen bekommen, welche die Syphilis im menschlichen Körper anrichtet.

Der hohe Grad der Geduld, welchen die edle Dulderin sich bereits erworben hat,

ist der größten Bewunderung würdig. Kein Wort der Unzufriedenheit kommt über ihre Lippen. Wenn die Schmerzen nicht allzu groß sind, so singt sie noch, so gut es geht, aus voller Kehle. Fragt jemand: „Susanna, willst Du gesund werden?“ so ist ein unterschiedenes „Nein“ sicher die Antwort. Sie leidet gerne, weil auch Christus für uns gelitten hat, und ist von einer wahrhaft frommen Gesinnung durchdrungen. Ihren Trost sucht und findet sie in der Religion. Einmal monatlich empfängt sie die hl. Sakramente der Buße und des Altars. Sie führt stets erbauliche Reden, und niemand kann teilnahmslos zuhören. Was für eine Herrlichkeit wird ihr einstens im Himmel dafür verliehen werden!

Es ist wohl nicht notwendig, die arme, verlassene, achtundzwanzigjährige kranke Susanna der Barmherzigkeit der Leser zu empfehlen. Ich glaube, daß ein jeder, der diese Zeilen liest oder davon hört, für das „kranke Mädchen“ schon thun wird, was er kann. Besonders wäre es an der Zeit, daß die Einwohner von Marienthal sich ihres kranken Mitgliedes wirksamer annehmen möchten. Mit ihrem Vorbilde, dem frommen Job, ruft die ebenfalls fromme Susanna allen zu:

„Erbarmt euch meiner, erbarmt euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde! Denn die Hand des Herrn hat mich berührt.“ (Job. 19, 21.) ¹⁾

¹⁾ Milde Gaben für die Kranke sende man am besten an die Redaction dieses Blattes, die für gute Verwendung Sorge tragen wird.



K o r r e s p o n d e n z.

Zamburg. (Gouv. Sefaterinoslaw.) Kaum war die Kirche zu Zamburg dem Boden gleich gemacht, so sah ich mich veranlaßt, Trost zu suchen. Nach einem kurzen Gebete fuhr ich nach Sefaterinoslaw, wo ich

die beiden ehrwürdigen Vikare hiesiger Pfarrei antraf; sie trösteten mich, sprachen mir den Mut eines hoffnungsvollen Widders zu und versprachen, die Pfarrkinder um milde Gaben anzusprechen.

Nachdem ich in kurzer Weise dem Hochwürdigsten Herrn Bischof, Herrn Dekan u. a. den Unglücksfall gemeldet hatte, mußte ich wieder traurig auf die Sammerstelle zurückkehren. Nun tauchten in mir die Fragen auf: was ist zu thun? Wo halte ich Messe? Wer gibt uns ein Obdach, um darin dem lieben Gott den schuldigen Tribut abzutragen? Nach einer Beratung mit der Gemeinde beschlossen wir, das Schullokal als Bethaus zu gebrauchen. Diesen Entschluß teilte ich dem Herrn Inspektor der Volksschulen mit, und er sagte uns daselbe auch zu. Auf dieses hin sandte ich ein Bittgesuch an unseren Hochwürdigsten Herrn Bischof, der uns auch die Erlaubnis gab, die Schule nach vorhergegangener Einweihung zu einem Bethause zu gebrauchen. Der Landvogt aber besuchte uns während dieser Zeit und machte unserem Anfange ein schnelles Ende. Nach seiner Ansicht befand sich in Samburg kein passendes Haus für die Schule, und deshalb ließ er nicht zu, daß wir unser Vorhaben ausführten. Nach vielem Hin- und Herplaudern brachte ich die Gemeinde zu einem Hausbaue, wozu ich aber fast das ganze Geld geben mußte. In zehn Tagen stand ein ganz anständiges Gebäude da, das aus Holz errichtet und 7 Faden lang, 4 breit und 1½ hoch ist. Daß das alles so schnell ging, haben wir natürlich den vielen Tischlern und anderen Arbeitern im hiesigen Dorfe zu danken. Während man zu bauen anfang, bat ich den Hochwürdigsten Herrn Ordinarius um die Erlaubnis, dieses neue Gebäude einzuweihen, was mir auch gestattet wurde. Als das Gebäude fertig dastand, sahen die Samburger sich verpflichtet, alle ihre Kostbarkeiten in das Bethaus zu bringen: da sah man paar Weibslente ihre schönsten Bilder tragen, dort brachte eine milde Hand einen neuen Teppich, hier gab der eine freigebig einen schönen Weihwasserbecken, da ein Belum, das bei der Aussetzung des Allerheiligsten gebraucht wird, dort saß eine Frau und sann nach, wie sie die Fahnen schöner machen könnte, mit einem Worte: alle waren darauf bedacht, wie man die niedergebeugten Gemüter erfreuen

könnte — und es gelang. Möge nur dieses Haus ein Senfkörnlein sein, aus dem in einigen Jahren ein Baum erwachse, unter dessen Zweigen die Gläubigen das Wort Gottes aus dem Munde seiner Diener hören könnten.

Für den Bau einer neuen Kirche ist folgendes gethan. Der Plan, den man uns schenkt, wird vom Herrn Architekten Brodnizki bearbeitet. Die Aufsicht über den Bau hat Herr K. F. Gersches übernommen. Beide Herren sind aus Zekaterinoslaw, ersterer ist der Gehilfe des Gouvernements-Architekten, letzterer ist ein sehr bekannter Techniker. Geldsubsidien von auswärts belaufen sich auf circa 3000 Rbl. Das ist aber erst ein Tropfen im Meere. Doch „Hoffnung ist ein Wanderstab, und Geduld ein Reisekleid, da man mit durch Welt und Grab reiset in die Ewigkeit.“ Möge mich die Hoffnung auf die Hilfe von denen nicht täuschen, die vorläufig nur mit Versprechungen geholfen; mögen sie sich des deutschen Sprichwortes erinnern: „Ein Mann, ein Wort.“ Vorläufig danke ich allen herzlich für jegliche Hilfe zur neuen Kirche.

Wenn die eifrigen Leser des „Klemens“ sich würdigen, meine paar Zeilen zu lesen, so möchte ich sie bitten, nicht zu vergessen, daß diese große Last auf den Schultern eines jungen Priesters liegt, und daß er der Stärke von Oben ganz besonders bedarf. Darum werden sie bei ihrem Gebete auch einmal für mich einen Seufzer durch die Wolken an den Thron des allgütigen Walters dringen lassen. Ich meinerseits schließe alle Wohlthäter besonders in das tägliche Memento der hl. Messe ein. Unendlichen Dank dem Herzen Jesu! Tausend Dank den Mithelfern

von P. Em. Simon.

Zekaterinoslaw. In den hiesigen pädagogischen Kreisen ist, gemäß Bericht der Gouvernementszeitung in № 13 dieses Jahres, die Frage angeregt worden, für die deutschen Schulen des Zekaterinoslawer Gouvernements einen besondern Inspektor zu bestimmen.



a) Inländische.

Saratow. Infolge drückender Verhältnisse ist die Pfarrei Samburg nicht im Stande aus eigenen Mitteln eine neue Kirche zu bauen, weshalb sich der dortige Pfarrverweser P. E. Simon mit einem Bittgesuche an den Herrn Gouverneur gewandt hat, um die Erlaubnis, freiwillige Beiträge zu diesem Zwecke sammeln zu dürfen, zu erhalten. Der „Klemens“ kann nun mitteilen, daß der Herr Minister diese Bitte bewilligt hat.

Petersburg. In den Lehranstalten des Rigaer Lehrbezirks wird auf Verfügung des Ministeriums der Volksaufklärung für die Schüler römisch-katholischer Konfession vor Beginn des Schulunterrichts das Gebet in lateinischer Sprache in der von dem Erzbischof von Mohilew aufgestellten Form abgehalten werden.

Jurjew (Dorpat.) Ein beklagenswerter Unglücksfall hat sich in Jurjew zugetragen, indem ein eben fertiggestelltes Cementgewölbe der im Bau begriffenen neuen katholischen Kirche einstürzte und 8 Arbeiter unter sich begrub, von denen 5 getötet und 3 verwundet wurden.

Die Katastrophe scheint nach der „Nordl. Ztg.“ dadurch entstanden zu sein, daß die Stützen des Gewölbes zu früh fortgenommen wurden, denn einzelne der Cementstücke des Gewölbes waren noch so weich, daß man sie zwischen den Fingern zerbröckeln konnte. Zwar war das Gewölbe während mehrerer Tage durch Koksöfen getrocknet worden, doch scheint die Durchwärmung des Gewölbes nicht ganz gleichmäßig vor sich gegangen zu sein, so daß

an einigen Stellen der Cement ganz trocken, an anderen aber noch feucht war. Die Cementschicht hatte eine Mächtigkeit von 11 Centimeter; das Gewölbe erhob sich bis zu einer Höhe von 40 Fuß; das Gewicht des eingestürzten Gewölbes wird auf etwa 250 Pud geschätzt. Als technischer Leiter des Baues fungierte der Ingenieur Siforski aus Warschau. Wie er berichtet, hat das eingestürzte Gewölbe ebenso lange getrocknet, wie die vier übrigen unverfehrt gebliebenen Gewölbe, von denen zwei aus Warschauer, die beiden anderen aber aus dem nämlichen Cement hergestellt waren, wie er beim eingestürzten Gewölbe benutzt worden ist.

Rohleder. (Gouv. Samara.) Am 15. Januar wurde hier vom Herrn Pfarrer Josef Gütlein mit Erlaubnis der weltlichen und geistlichen Obrigkeit die Jungfrau Maria-Katharina Altergott aus Swonarewka in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen. Die Konvertitin hat sich der Pfarrei Katharinenstadt beischreiben lassen.

München. (Dekanat Nikolajew.) Die Herren P. M. Staub, Lehrer Joh. Brendel, Schulze J. Thome, Schreiber J. Schumacher und A. Weinmeier, tief betrübt darüber, daß arme Kinder aus Mangel an warmer Kleidung gezwungen waren, den Schulbesuch einzustellen, warfen eine Summe Geldes aus, die hinreichend war, für die ärmsten Kinder die notwendigsten warmen Kleidungsstücke anzuschaffen, welche denselben zu ihrer größten Freude als Weihnachtsgeschenk überreicht wurden. Eine schöne, nachahmungswürdige That.

Hildmann. (Gouv. Saratow.) Am 18. Januar ist hier Anna-Maria Zwezig aus

Blumenfeld, Gow. Samara, von P. A. Schönheiter mit Erlaubnis der weltlichen und geistlichen Obrigkeit in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen und in die Zahl der Pfarrkinder von Hildmann eingetragen worden.

Charzisk. (Gow. Zekaterinoslaw.) 15 Werst von der Station Charzisk befindet sich der Schacht „Iwan,“ welcher der Russischen Donez-Bergbaugesellschaft gehört. Wie gewöhnlich wurden die Nachtarbeiter zur Ablösung der am Tage Arbeitenden am 3. Januar gegen 7 Uhr abends in den Schacht hinuntergelassen, um Remontearbeiten auszuführen; doch dieser Tag mußte für die armen Leute verhängnisvoll werden: eine plötzlich eingetretene Gasexplosion richtete eine so schreckliche Verwüstung an, wie sie bis jetzt die Geschichte des russischen Bergbauwesens nicht aufweisen konnte. In allem waren es 170 Mann, die hinabzusteigen hatten, und außerdem befanden sich auch noch viele von den Tagesarbeitern in der Grube; jedoch läßt sich die Anzahl derselben nicht genau bestimmen. Kaum waren von den 170 Mann 165 drunten angekommen, (der Rest stand noch an der Anfahrsstelle) als von dort eine betäubende Explosion erdröhnte, und alsbald erstickender Qualm aufstieg.

Die an der Grubenöffnung inzwischen eintreffenden arbeitsfreien Bergleute begannen unverzüglich mit dem Rettungswerk, und bald darauf wurden die ersten Opfer der Katastrophe mit verbrannten Haaren, versengten Kleidern und entstellten Gesichtern zu Tage gefördert. Mehrere der Leichen waren derart verbrannt und entstellt, daß sie einer formlosen Masse glichen. Mit Todesverachtung setzten die Leute ihr Leben für ihre unglücklichen Kameraden ein. Der Erste, der in die Grube stieg, kehrte nicht mehr lebend aus derselben zurück: er erstickte infolge des Grubengases. Die Übrigen ließen sich jedoch dadurch nicht abschrecken, das Rettungswerk zu versuchen, aber auch von ihnen kamen noch einige ums Leben.

Nach Aussage der wenigen, wie durch ein Wunder dem Tode entgangenen Arbeiter, die sich in die Nachbarschaft gerettet

hatten, durchsauste im Moment der Explosion eine bläulich-weiße Riesenflamme mit furchtbarem Geheul und Gepfeife von Westen nach Osten den Schacht, die Wände und das Holzwerk entzündend und auf ihrem Wege alle Gegenstände und Menschen dahersiegend. Darauf kehrte das Höllenungeheuer in entgegengesetzter Richtung zurück, das entsetzliche Vernichtungswerk fortsetzend.

In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag, also auf den 4. Januar, wurden 73 Menschen aus dem Schacht zu Tage gefördert, von denen 20 noch einige Lebenszeichen von sich gaben, doch erlagen bald darauf 18 ihren schweren Verletzungen. Auch 50 Pferde sind im Schacht umgekommen. Wie schon bemerkt, übertrifft die Katastrophe hinsichtlich der Zahl der Opfer alle bisher in Rußland vorgekommenen Grubenkatastrophen.

Die volle Zahl der unglücklich Umgekommenen läßt sich bis jetzt noch nicht bestimmt angeben. Man sagt, es seien gegen 300 Personen aus dieser Welt geschieden, aber schwerlich wird das wahr sein. Was den Grund der Explosion anlangt, so ist er unerklärt und wird wahrscheinlich auch unerklärt bleiben. Von den Familien der Getöteten sind bereits 32 von der Administration sichergestellt worden. Die Untersuchung wird von 6 Ingenieuren geführt, unter denen sich zwei Bezirksinspektoren befinden.

Odessa. Wie bereits mitgeteilt wurde, war in der Presse ein Gerücht verbreitet, wonach die Gouvernementsverwaltung von Cherson nach Odessa verlegt werden sollte. Diesbezüglich schreibt man der „Petr. Ztg.“ folgendes:

„Nicht ohne Grund fürchteten die Chersoner, das Gerücht könne sich dieses Mal bewahrheiten, und ihre Stadt vom Range einer Gouvernementsstadt zu dem einer ganz bedeutungslosen Kreisstadt herabgedrückt werden. Die Stadtverwaltung begab sich daher zum Gouverneur, Fürsten Obolenski, um ihn zu bitten, für die Interessen Chersons einzutreten. Aus der Antwort, die der Fürst den besorgten Stadtvätern erteilte, ist ersichtlich, daß es sich nicht um eine einfache Verlegung des Verwaltungssitzes nach Odessa, sondern um viel weitgehendere administrative Veränderungen handelt. Es wird eine Teilung

des Chersoner Gouvernements geplant, von der einige Kreise der Nachbargouvernements mit berührt werden sollen. Es soll aus den Kreisen Odeffa, Tiraspol, Ananjew des Gouvernements Cherson, aus dem Kreise Akkerman des Bessarabischen und dem Kreise Balta des Podolischen Gouvernements ein Gouvernement Odeffa geschaffen werden; die übrigen Kreise des bisherigen Chersoner Gouvernements, zu denen noch je ein Kreis des Taurischen und Zekaterinoslawischen Gouvernements hinzugezogen werden sollen, bleiben dann unter dem Namen Chersoner Gouvernement als selbständiger Verwaltungsbezirk mit dem Sitz in Cherson bestehen. Dieser Plan, so führte Fürst Dolenki aus, würde im Verein mit anderen Gouvernementsverschiebungen, wohl nicht vor 2–3 Jahren zur Verwirklichung gelangen. In jedem Falle werde aber Cherson, das dann im Centrum des neu abgegrenzten Gouvernements liege, auch Gouvernementsstadt bleiben, besonders da zu erwarten sei, daß durch die begonnene Vertiefung des Fahrwassers die Bedeutung der Stadt als Handelscentrum sich zu dem Zeitpunkt wesentlich gehoben haben werde. Die baldige Ausführung dieses weit angelegten Planes erscheint sehr wünschenswerth für Odeffa. Daß die Stadt, welche sonst sämtliche oberste Regierungsinstitute in sich vereinigt, auch Gouvernementsstadt wird, ist so notwendig, daß man darüber weiter keine Worte zu verlieren braucht; und ebenso erstrebenswert scheint es, daß diejenigen Kreise der Nachbargouvernements, die ganz nach Odeffa hingravitierten, auch organisch mit Odeffa verschmolzen werden.“

Rtischschew. (Gouv. Kiew.) Der „Dünaztg.“ wird aus dem vorgenannten Flecken geschrieben: „In der Nacht entstand hier bei orkanartigem Sturme ein furchtbarer Feuerschaden, der 198 Kaufläden samt allen in denselben befindlichen Waren vollständig vernichtete. Die Ursache des Feuers war eine geringfügige: im Kellerraum einer Bude wollte man nämlich ein Geschirr, in welchem sich Öl in gefrorenem Zustande befand, auf einer Petroleumflüche erwärmen, um es am folgenden Tage in fließendem Zustande verkaufen zu können. Unglücklicherweise gerieten einige vom Geschirre gefallene Öltropfen ins Feuer und fingen samt dem Petroleum zu brennen an.“

b) Ausländische.

Rom. Der heilige Vater hat 400 römische Patrizier empfangen, die ihm ihre Huldigung darbrachten. In seiner Ansprache lobte der hl. Vater die Huldigung als eine Bethätigung der unauslöschlichen Allianz zwischen dem Papst-

tum und der Stadt, die den Charakter eines heiligen Aktes habe. Der Papst wies die Anschuldigungen, die diese Treue als unheilvoll für das Vaterland darstellten, zurück. Die Nation werde so lange kein Heil haben, als sie dem Einfluß der Sektierer ausgesetzt sei. Schließlich forderte der Papst zur Übung frommer Werke und Tugenden auf, die die beste Bürgschaft des Heils inmitten der schwierigen Zeiten seien. Das Befinden des Papstes ist ausgezeichnet.

— Daß Papst Leo XIII. auch bei Andersgläubigen in hohem Ansehen steht, bezeugen die betreffenden Artikel in nicht-katholischen Zeitungen. So schreibt der „Staatsanzeiger:“

„Papst Leo XIII. steht nun im 88. Lebensjahre; anscheinend ein gebrechlicher, müder Greis, in Wahrheit aber unermüdetlich und voll lebendigen Eifers für seine Kirche; ein Kirchenfürst, auf den die Gesamtheit der Katholiken stolz sein darf, und dessen Name in der Geschichte der Kirche mit unvergänglichen Lettern eingeschrieben sein wird.“

Ein vortrefflicher Artikel diesbezüglich brachte auch die englische Zeitung „The Telegraph“, der auch von der „Times“ wörtlich abgedruckt wurde. In genanntem Artikel wird der große Papst, der gegenwärtig den Stuhl Petri inne hat, treffend gewürdigt. Sein thatenreiches Leben, seine zahllosen Sorgen für das Wohl der Kirche und das Gedeihen der ganzen Christenheit werden da besprochen. Es wird hervorgehoben, daß Leo XIII. ein Mann von großer Willenskraft sei, der zugleich eine strenge Lebensweise führe. Der Papst gebe hiedurch der ganzen Welt ein Beispiel der Mäßigkeit, welche letztere heutzutage von vielen hintangesetzt wird. Der hl. Vater begnüge sich nicht damit, anderen Vorschriften zu erteilen, er richte sein Leben auch darnach ein. Dieser Artikel hat in England einen großartigen Eindruck hervorgerufen.

London. In neuerer Zeit ist die Königin Viktoria, nach der „Post“, eifrig bemüht, die Wiedereinführung der Frauenhandarbeit zur Herstellung von Leinen-

waren zu fördern. In dem Schlosse Balmoral ist zur Zeit keine Frau und kein Mädchen als Dienerin, Beamte oder Hofdame mehr zu finden, welche nicht imstande wäre, mit der Spindel umzugehen oder an einem Webestuhle zu arbeiten. Die Königin hat bisher im Schlosse zwölf Webestühle verschiedener Konstruktion aufstellen lassen, über deren Benutzung sie sehr eingehende Anordnungen getroffen hat. In dem größeren Arbeitssaale ist dazu ein Ölgemälde angebracht, welches die Königin aus ihrer Jugendzeit am Spinnrocken sitzend darstellt. Die Herrscherin hofft, daß das in ihrem Schlosse gegebene Beispiel auch in weiteren Kreisen Nachahmung finden werde, und daß besonders die Frauenvereine die Beschaffung von Webestühlen für die Frauen und Mädchen weniger bemittelter Familien unterstützen würden.

Schanghai. (China.) Am meisten widerstreben sich jeder Neuerung im Reiche der Mitte die höheren chinesischen Staatsbeamten, Mandarinen genannt. Sie wissen ganz gut, daß je mehr Einfluß die Europäer dort gewinnen, desto mehr wird das Ansehen der Beamten sinken.

Das chinesische Volk ist dagegen Reformen keineswegs so abgeneigt, wie man zuweilen behauptet. Dafür ist jetzt wieder ein Zeichen anzuführen. Wer hätte es selbst vor wenigen Jahren für möglich gehalten, daß in Schanghai zehn chinesische Damen von hohem Range etwa fünfzig europäische Damen verschiedener Nationalität zu einem großen Mittagessen einladen würden. Noch vor kurzer Zeit würde man sicher gesagt haben, dergleichen könnte nur in einem Märchen vorkommen. Und doch hat es sich jetzt wirklich ereignet, wie der „North China Herald“ meldet. Das Essen fand statt in Tschang Su-hos-Garten, der in ganz Schanghai bekannt ist. Alle Frauen der fremden Konsuln waren geladen, dazu einige anderen Damen; ferner ziemlich viele Chinesinnen mit eingeschnürten und einige Mandschurinnen mit natürlichen Füßen. Die asiatischen Damen gebrauchten

Messer und Gabeln, tranken Champagner und suchten sich überhaupt möglichst auf abendländische Weise zu benehmen. Allgemein fiel ihr ruhiges und würdiges Verhalten in der ihnen doch sehr ungewohnten Umgebung auf. Es bewies besser, als alle Reden es konnten, die Berechtigung des Wunsches der chinesischen Frauen, nicht mehr, wie seit vielen Jahrhunderten, von ihren Männern völlig als „überflüssiges Möbel“ behandelt zu werden. Denn der Zweck der ganzen, im himmlischen Reiche bisher so ungewöhnlichen Veranstaltung war, die Sympathien der geladenen Damen für die Errichtung einer Schule für chinesische Mädchen aus gebildeten Kreisen zu gewinnen. Eine sehr gute Wirkung hatte die erfreuliche Mitteilung der Gastgeberinnen, daß sie es zur Hauptbedingung machen wollten, die Schülerinnen dürften sich die Füße nicht einschnüren. Die Errichtung einer derartigen Schule wird ein bedeutender Fortschritt sein, denn bislang ist es mit der Erziehung chinesischer Mädchen recht kümmerlich bestellt. Selbst notdürftig lesen und schreiben können nur sehr wenige von ihnen.

c) Vermischte.

Auf Bestellung unserer Regierung sind in Frankreich 50 Millionen Abl. Silbermünzen ausgeprägt. Als Unterscheidungsmerkmal der französischen Prägung dienen die Sternchen am Rande der Münze.

— Ein besonderes landwirtschaftliches Institut beabsichtigt man, wie die „Pet. Wed.“ hören, bei dem Berg-Institut in Sefaterinoslaw zu gründen. Die Gouvernements-Landschaft hat sich bereit erklärt, aus ihren Mitteln eine größere Summe für das Institut zu spenden.

— Den Blättern zufolge ist dieser Tage im Kontor der Reichsbank in Warschau wieder ein falscher Hundert rubel Schein angehalten worden. Derselbe soll täuschend nachgemacht sein und die Jahreszahl 1894, so wie die Nummer 18257/5 A. T. tragen.

— Das Departement der Volksaufklä-

zung hat allen Volksschuldirektoren vorgeschrieben, genaue Daten über die Anzahl der Schulen, die Zahl der Lehrer und den Betrag der Gagen einzuziehen und dem genannten Departement zuzusenden. Diese Maßnahme hängt nach den „Russf. Wed.“ mit der geplanten Gründung einer allgemeinen Emeritalkasse für Lehrer und Lehrerinnen der von der Regierung unterhaltenen oder unterstützten Volksschulen zusammen.

— Für das beste Werk über Fischgift und seine Gegenmittel hatte die Akademie der Wissenschaften einen Preis von 3000 Rbl. ausgesetzt, sowie zwei Preise von je 1500 Rbl. Wie die „Now. Wr.“ erfährt, ist bisher keine Abhandlung eingeliefert worden, und in diesem Monat läuft die für die Einreichung der Preisarbeiten festgesetzte Frist ab. Da besonders häufig am

Kaspischen Meer Personen durch den Genuß von Fischen vergiftet werden, hat das Fischerei-Komitee des Kaspischen Meeres 1886 einen Preis von 5000 Rbl. ausgesetzt für die Untersuchung der Fischgifte und die Ausfindigmachung wirksamer Gegenmittel. Im Laufe von elf Jahren bewarb sich aber auch um diesen Preis niemand.

— Versuche mit einer automatischen Bremse für Güterzüge wurden unlängst auf der St. Petersburger Warenstation der Nikolai-Bahn in Gegenwart des Gehilfen des Ministers der Kommunikationen, General-Lieutenants N. P. Petrow, angestellt. Die Versuche fielen sehr gut aus, und das Ministerium der Kommunikationen beabsichtigt, wie die „Pet. Wed.“ hören, diese Bremsen im laufenden Jahre einzuführen.

A l l e r l e i.

Fortschritte im Eisenbahnwesen.
Ein jeder, der schon auf der Eisenbahn gefahren ist, wird sich gewiß schon öfter die Frage über die größte Fahrgeschwindigkeit der Züge in neuester Zeit gestellt haben. Im Jahre 1895 fand ein Wettstreit zwischen den englischen Ost- und Westküstenlinien statt, um die möglichst größte Fahrgeschwindigkeit der Schnellzüge London-Aberdeen festzustellen. Durch diese Probe wurde erwiesen, daß die Züge mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 101,8 Km. (gegen 81 Werst) in einer Stunde bei einer Steigerung der Maximal-Geschwindigkeit bis zu 130 Km. (122 Werst) befördert worden sind. Amerika ist diesem Beispiele gefolgt und hat sogar eine noch größere Geschwindigkeit erreicht. Auch die preussische Staatseisenbahnverwaltung ist dazu übergegangen, eingehende Versuche mit der Steigerung der Fahrgeschwindigkeit zu machen. Bei diesen im Jahre 1896 auf der Strecke Berlin-Lübbenau vorgenommenen Versuchen ist die größte Geschwindigkeit von 106 Km. (100 Werst) in einer Stunde erzielt worden.

Stud. Technol. R St.

Auch eine Dreifuß-Affaire. Magd: „Ho! ich werde schnell russisch sprechen lernen. Ich weiß schon, wie der Dreifuß russisch heißt.“

Wirtin: „Nun, wie denn?“

Magd: „Tarakan.“ (Soll heißen: таранъ, Tagan.)

Aus der Schule. Lehrer: „Sage, Jaki, warum geht man in die Schule?“

Jaki: „Herr Lehrer, das habe ich mich auch schon selbst gefragt.“

Briefkasten.

Sewastopol № 192 Wir danken herzlich für die Aufmerksamkeit, welche Sie dem „Klemens“ entgegenbringen, können aber die übersandte Geschichte nicht abdrucken, da ihre Wahrheit nicht festgestellt ist.

Inhalt.

Der Aschermittwoch. — Verzage nicht! — Die wirtschaftlichen Mißstände der deutschen Bauern an der Wolga. — Ave Maria! — Die 28jährige Kranke. — Korrespondenz. — Verschiedene Nachrichten: a) inländische, b) ausländische, c) vermischte. — Allerlei.

Redacteur-Herausgeber

J. Kruschinsky.